

# Giežener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giežener Anzeiger (General-Anzeiger).



## An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

### 6. Kapitel.

Wenige Tage nach dem Schreckensabend in Belgrad trat Franz von Bohnerperg in Begleitung seines getreuen „Barry“ in das Zimmer seines Freundes Desider.

„Hallo, mein Junge,“ rief er, „was ist denn mit dir los? Dich bekommt man ja gar nicht mehr zu Gesicht!“

„Ich treffe meine Vorbereitungen zur Abreise,“ antwortete Desider zögernd.

„Nanu, du willst doch nicht desertieren?“

„Im Gegenteil. Ich habe mich zu den bosnischen Streifkorps gemeldet, und vor zwei Tagen habe ich die Bewilligung erhalten. Ich bin zum Kommandanten der Abteilung in Racovac ernannt.“

Der Dragoner machte einen Luftsprung, um den ihm ein Barterreakrobat hätte beneiden können.

„Hurra, Desi,“ rief er, „das ist gescheit. Ich geh' mit meinem Buge nächste Woche auch nach dem Nest ab.“

In den Augen des Ungarn leuchtete es freudig auf.

„Ist das wahr?“ fragte er.

„So wahr, wie ich schon gern über die Serben hermöchte. Wann fährst du?“

„Nebstmorgen melde ich mich beim Bataillon ab. Ich denke, dann noch am selben Abend zu fahren. O, Franz, ich kann dir ja nicht sagen, wie ich mich freue, von hier wegzukommen, von hier, wo ich immer hinüberschauen muß.“

„Nach Belgrad hinüber?“

„Ja, nach Belgrad. Wenn man bedenkt, zehn Minuten Eisenbahnfahrt, und man kann sein Glück im Arm halten — zehn Minuten! Und doch durch eine Welt getrennt!“

„Herrgott, Desi, werde doch nicht tiefsinnig!“ rief Franz unwillig. „Ist's noch immer die Serbin?“

Desider nickte und wandte sich zum Fenster, damit der andere nicht sähe, wie ihm der Schmerz in die Augen stieg.

Eine Zeitlang war's still zwischen den beiden. Franz drehte sich mechanisch eine Zigarette, zündete sie an, warf sie aber nach ein, zwei Zügen in die Aschenschale.

Energisch trat er auf den Freund zu und drehte ihn zu sich herum, so daß er ihm ins Gesicht blicken mußte.

„Schau, Desi, das hat keinen Zweck“, sagte er. „Einem Ding, das unmöglich ist, soll man nicht nachweinen. Weiß der Teufel, unsererins am allerwenigsten. Wir haben das Glück, daß sie uns so nahe an den Feind stellen — was glaubst du, wie uns die andern beneiden? Der Dienst, auf den wir in Friedenszeit mit altösterreichischer Ergebenheit immer schimpfen, jetzt wird er uns da unten eine Wohltat sein, dir und mir.“

„Dir und mir? Hast du auch etwas zu vergessen?“

„Ja, 's sieht bei mir vielleicht nicht so tief wie bei dir, aber immerhin — das Weib war verdammt schön... Herrgott im Himmel, Desi... schön... ah was... ich seh' dich doch vor deiner Abreise?“

„Natürlich. Ich komm' morgen ins Kaffeehaus, um mich von den anderen zu verabschieden.“

„Also Servus derweil!“

Er pfiß seinem Bernhardiner und ging.

Desider aber rückte den Tisch ans Fenster, um bei dem scheidenden Tageslicht noch einen Brief zu schreiben. Den Abschiedsbrief an Helene.

Nur wenige Beilen. Aber das Herz war ihm so voll; er mußte ihr noch einmal sagen, daß er sie nicht vergessen konnte, daß er ihr süßes, geliebtes Bild im Schrein seiner Seele mitnahm in den kommenden Kampf. Daß er sie lieben werde bis in den Tod.

Und er schrieb und schrieb und bemerkte nicht, daß sich Seite um Seite füllte, daß er all den Kummer, die Sehnsucht, die ihn in den letzten Wochen gequält, sich vom Herzen schrieb...

Es läutete draußen. Er hörte es nicht. Erst beim zweitenmal fuhr er auf. Seinen Burschen hatte er weggeschickt, also mußte er selbst gehen, um zu öffnen.

Mergerlich tat er es. Vor der Tür stand ein junger serbischer Bauer, dessen Züge er in der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte.

„Was willst du?“ fragte er unwirsch.

„Gospodin Leutnant,“ erwiderte der junge Mensch mit merkwürdig verschleierter Stimme, „ich habe Ihnen was zu sagen von der Gospodjica Helena.“

In dieser Stimme war etwas, was mit liebvertrautem Klang an sein Ohr schlug, was sein Herzblut zum Stocken brachte.

„Helene!“ schrie er auf und ließ die fremde Gestalt zu sich herein.

Und da lag sie schon an seiner Brust und weinte und lachte in einem Atem. Und er hielt sie fest umschlungen und küßte ihr weiches, süßes Gesicht.

Er war der erste, der zur Besinnung kam. Er verriegelte die Türe, so daß sie vor jeder Störung sicher waren und zündete mit zitternden Händen die Lampe an. Dann zog er sie auf das Sofa.

„Schau, geliebter,“ sagte er, „ich könnte dir ja auf den Knien danken, daß du gekommen bist, aber bedenke um Gottes willen, wenn man dich gesehen hätte...“

In ihrem Glück, seinen Arm wieder um ihren Leib zu spüren, wurde sie fast übermütig.

„Ich hab' mich gut verkleidet. Dann bin ich in der dritten Klasse herübergefahren. Wer sollte mich erkennen! Wenn ich nur rechtzeitig zu Hause bin, ehe der Vater und der Bruder aus ihrer Sitzung kommen. Schilt mich nicht, Desider! Ich hab' dich noch einmal sehen müssen.“

„Ach, du — du!“

Und wieder schmolzen ihre Seebin in einem langen Kusse ineinander über.

„Siehst du,“ sagte sie dann, „ich hab' dich noch einmal sehen, noch einmal sprechen müssen. Seit jenem Abend damals, weißt du, hab' ich keine Ruhe mehr in mir gehabt. Ich hab' dir ja damals so weh getan!“

„Sprich nicht davon,“ flüsterte er zärtlich.

„Ach du Guter, du hast es mir verziehen; du hast ja gewußt, daß ich es nur tat, weil ich dich nicht verlieren wollte. Ach Gott, wenn du wüßtest, was ich gelitten habe in der Zeit — Desider, Geliebter . . .!“

Sie barg den Kopf an seiner Schulter und weinte lange, lange. Auch ihm rollte Träne um Träne die Wangen hinab, aber er hielt sich doch zusammen, damit sie sich nicht beide verloren.

„Ich komme heute, um Abschied zu nehmen,“ sprach sie, während das Schluchzen ihre Stimme noch halb ersticke. „Ich gehe morgen fort von Belgrad.“

„Fort von Belgrad? Wohin?“

„Versieh' mich nicht falsch, Geliebter. Aber ich halte es einfach nicht mehr aus. Mir ist alles zu eng, zu bedrückend geworden, seit ich dich nicht mehr küssen darf, das Haus, die Stadt. Ueberall laufen mir die Erinnerungen nach. Ich kann nicht, ich kann nicht. Ich bin doch ein junges Weib und hab' dich doch so wahnsinnig lieb. Wenn ich in Belgrad bleibe, werde ich noch verrückt. Ich gehe mit meinem Bruder an die Drina.“

„An die Drina?“

„Er ist einer Bande beigetreten, die dorthin bestimmt ist, und ich gehe mit als Samariterin, als Krankenpflegerin, als was weiß ich. Nein, nein,“ rief sie, als sie sah, daß er sprechen wollte, „sag' mir nichts, gar nichts. Mein Entschluß ist unabänderlich. Ich schwöre es dir, wenn du mich nicht gehen läßt, so spring' ich in die Save.“

Da zog er das aufgeregte, zitternde Mädchen an seine Brust.

„Ich sage nichts, mein Lieb,“ sprach er und klebte ihren dunklen Scheitel. „Ich sollte mich ja beinahe freuen darüber. Geh' ich doch selber von hier an die Drina. Ich bin zum Kommandanten eines Streifkorps ernannt worden, in Racovac.“

„In Racovac!“ schrie sie auf. „O, großer Gott!“

„Was hast du?“ fragte er besorgt.

„Unsere Bande ist nach Lubovizja bestimmt, das Racovac gerade gegenüberliegt!“

Wie wenn der Blitz vor ihm eingeschlagen hätte, so prallte er zurück.

„Auch das noch,“ stammelte er. „Wenn wir eines Tages werden schießen müssen, werde ich bei jeder Kugel zittern und beben, daß sie dich nicht trifft!“

„Daran sollst du nicht denken,“ sprach das Mädchen mit glänzenden Augen, und ihre schlante Gestalt richtete sich feierlich auf. „Das wird Gott sicher nicht wollen. Er hat im Gegenteil nicht gewollt, daß wir getrennt werden. Vielleicht gönnt er uns eines Tages, daß wir zusammen sterben. Vielleicht dürfen wir Seite an Seite im Grabe schlafen. Eine Stimme wird in mir laut, die mir dieses Glück weissagt.“

Ihre Augen waren weit geöffnet, und in überirdischem Glanze brach ihre reine Liebe daraus hervor.

„Nun bin ich nicht mehr traurig,“ fuhr sie fort. „Weiß ich doch, daß wir eines Tages für immer vereint sein werden.“

Lang hielten sie sich dann umschlungen.

Ehe sie aufbrach, gab er ihr den Brief, den er ihr geschrieben.

„Er soll mein Taktman sein,“ sagte sie und steckte ihn in ihren Busen.

Vorsichtig huschte sie dann hinab. Er folgte ihr nach ein paar Minuten, und solange sie in der Stadt waren, ging er unauffällig hinter ihr drein, da er sich als Offizier nicht gut neben einem serbischen Bauernjungen zeigen konnte. Kaum aber waren sie in der dunklen Alee, die zum Bahnhof hinführt, war er schon an ihrer Seite, und eng aneinander geschmiegt gingen sie diesen letzten Weg zusammen. Als die Dichter der Station durch die Bäume schimmerten, hing sie sich noch einmal an seine Brust.

„Weß wohl,“ flüsterte er unter heißem Kuß.

Sie aber gab ihm den Kuß zurück und sagte: „Auf Wiedersehen! Nicht lebe wohl! Auf Wiedersehen, Schatz, auf Wiedersehen!“

Dann schlüpfte sie in den Bahnhof. Er ging langsam

nach, und da sie nun nicht mehr miteinander sprechen konnten, küßten sie sich mit den Augen. Der Zug fuhr ein, Helene stieg ein und setzte sich ans Fenster. Wie von ungefahr schlenberte er daran vorbei, hob die Hand und winkte. Sie nickte langsam, ganz langsam . . . Ein Pfiff! Pustend riß die Lokomotive an, ächzend setzten sich die schweren, plumpen Wagen in Bewegung und glitten hinaus in die schweigende Nacht.

Desider sah dem Zuge nach, der ihm sein Liebstes entführte, bis das rote Licht am letzten Wagen entschwandten war. Dann wandte er sich.

Müde, gebrochen von dem Schmerz des Abschiedes, schritt er durch die finstere Alee dahin.

Und leise, wie ein verschollen Lied, trug der kühle Wind aus der Kaserne die Klänge der Retraite herüber, dieses so wehmütige „Gute Nacht“ des österreichischen Soldaten.

## 7. Kapitel.

An der Drina.

Der Winter, der hier unten ein gestrenger Herr ist, hat bereits seine schwere Hand aufs Land gelegt, hat es begraben unter mächtigen Schneemassen und über den Fluß eine starke Eisdecke geworfen. Wohin das Auge schweift, alles weiß — weiß. Weiße Berge, weiße Häuser, weiße Bäume. Tausend und abertausend Diamanten funkeln da und blenden dem Blick, wenn die Sonne ihre Strahlen darauf schießt.

Aber sie ist kalt, die Sonne, sie wärmt nicht. Es ist, als wäre sie selbst erstarrt in dieser eisigen Luft. Und gar, wenn der Wind die Ufer des Flusses entlangläuft, wenn er den hartgefrorenen nabelscharfen Schnee von den Bäumen schüttelt und Bart und Haar des Wanderers in Eiszapfen verwandelt. Oder wenn der Schneesturm, sein wilderer Bruder, durch das Tal rast und die schweren grauen Schneewolken gegeneinander peitscht, daß sie bersten und ihre schier unendlichen Massen auf die Erde herabsenden. Dann ist's ungemütlich an der Drina!

Tief vergraben unter dem Schnee liegen die Hütten von Racovac. Wenn nicht blauer Rauch aus ihren Schornsteinen sich in die Luft kränfelte, würde man glauben, daß alles Leben in ihrem Innern in tiefem Winterschlaf liege. Kein Hund bellt, kein Hahn kräht; Mensch wie Tier haben sich an die wärmsten Stellen verkrochen. . . Nur drei große, mächtige Raben zanken sich um einen alten Knochen auf der Dorfstraße . . . ihr heiseres Krächzen ist der einzige Laut in der ganzen weiten Runde.

Da plötzlich tauchen am Ufer mehrere Reiter auf. Schwerfällig stapfen ihre Pferde im Schnee daher, mit dampfenden Nüstern und Weichen. Die Klappen über Ohren und Kinn gezogen, den Karabiner in der Faust, sitzen die Dragoner im Sattel und wärmen sich die Nasenspitzen mit dem Rauch ihrer Pfeifen. Vom Patrouillenritt lehren sie heim.

Jetzt biegen sie in die Dorfstraße. Ein, zwei Pferde, die Nähe des Stalles witternd, wiehern, und an den kleinen, halb erblindeten Fenstern erscheinen die Gesichter von Soldaten, Bauern und Kindern.

Vor dem Hause des Serbars, dem größten des Ortes, macht die Patrouille halt. Der Korporal steigt ab, reckt die erstarrten Glieder und geht hinein.

Drimmen in der Stube sitzen zwei Offiziere, Franz von Lohnsparg und Desider Gronay. Sie sind gerade im Begriff, ihr kärgliches Mittagsbrot, Einkrennuppe und Hammelfleisch zu verzehren, als der Patrouillenkommandant eintritt.

„Melde gehorsamt, Herr Oberleutnant,“ spricht er im vorgeschriebenen Tone, „Patrouille wieder eingerückt.“

„Na, Weixer,“ sagt Franz, „wie geht's dem geehrten Feind?“

„Sitzt drüben in seinem Nest und traut sich nicht heraus. Einmal sahen wir am andern Ufer so einen Kerl mit einem Gewehr, wie wir aber näher gekommen sind, ist er davon.“

„Das ist alles?“

„Leider, Herr Oberleutnant.“

„So. Na, Weyer, dann gehen S' nach Haus mit Ihren Beuten und lassen sich das Essen gut schmecken. Wer hat Nachmittag Patrouille?“

„Zugführer Toma und Korporal Herlinger.“

„S ist gut. Servus!“

Der Unteroffizier haute die Stiefel zusammen, daß die Sporen klirren, und verschwand.

Desider sah auf die Uhr.

„Meine Beute müßten auch schon da sein,“ sagte er.

„Weißt du was, wir könnten Ihnen ein Stückerl entgegen-  
gehen.“

„Angenommen!“

Sie zogen ihre Pelze an und gingen hinaus. Sie schrit-  
ten die Drina hinunter und bogen auf die nach Vitkovici  
führende Straße ein, auf der sie der Patrouille begegnen  
mussten.

„Ich weiß nicht,“ meinte Franz, indem er den Blick  
nach dem am feindlichen Ufer liegenden Lubovizja schweifen  
ließ, „diese Ruhe gefällt mir nicht. Da drüben sitzen doch  
mindestens hundert Mann, daß man doch von denen keine  
Nasenspitze zu sehen kriegt!“

„Denen ist die Kälte genau so unangenehm wie uns,“  
lachte Desider.

„Nur mit dem Unterschied, daß sie im warmen Nest  
hocken können, so lange es ihnen beliebt. Wir aber müssen  
hinaus, ob schön oder nicht; müssen da die verdamnten  
Berge abklettern, während die Schuste behaglich hinterm  
Heißen Ofen sitzen und uns auslachen.“

„Du hast dich so gefreut auf den Dienst hier.“

„Ach was, freuen! Das ewige Einerlei wächst einem  
allmählich zum Halse raus, kann ich dir sagen. Weißt du,  
dieses unaufhörliche auf der Lauer liegen macht die Ner-  
ven rebellisch. Und dabei hat man immer die verdamnte  
Angst, am End' passiert einem doch was. Man ist doch nur  
ein Mensch und kann doch nicht überall zugleich sein. Ge-  
rade diese Stille da drüben macht mich ganz nervös. Ich  
hätte am liebsten Lust, mal hinüberzureiten und so ein  
bißchen zu rekonoszieren.“

„Du weißt doch, daß uns das strengstens verboten ist.“

„Ach was, verboten hin, verboten her. Wir liegen hier  
am Feind, wir wissen besser als die droben in Wien, was  
wir tun müssen. Weiß der Teufel — je mehr ich mir die  
Beschichte überlege, desto mehr bekomme ich Lust dazu.“

„Wir könnten ja einen verlässlichen Bauern hinüber-  
schicken.“

„Wer geh, die Kerle sind selber eingestrichelte Serben  
und stecken mit denen drüben unter einer Decke. Du, ich  
möchte einmal sehen, ob das Eis ein Pferd samt Reiter  
trägt.“

Sie kletterten das steile Ufer hinunter. Unten räumten  
sie mit Stöcken den Schnee beiseite, bis das Eis freilag.  
Es war dunkelgrün und ganz klar; augenscheinlich ging es  
bis auf den Grund hinunter.

„Da kommt eine Haubitzenbatterie hinüber,“ sagte  
Franz.

Während sie das Eis untersuchten, hatten sie das gegen-  
überliegende Ufer ganz außer acht gelassen. Sie saßen daher  
nicht, wie zwei, drei dunkle Gestalten hinter den Büschen  
sichtbar wurden und sich vorsichtig an den Rand der Bö-  
schung vorschoben. Dunkle, haßgefüllte Augen verfolgten  
ihre Bewegungen. Gewehrläufe blinkten in der Sonne.

Und dann plötzlich zwei kurze, weißschneefarbene Knalle,  
die fast in einen verschmolzen... Desider's Kappe flog in  
weitem Bogen in den Schnee, und an Franzens Säbel schlug  
etwas Hartes auf.

Instinktiv sprangen beide zugleich hinter einen dichten  
Busch, der ganz in Schnee gehüllt am Ufer stand.

„Uff,“ sagte Franz, „das war knapp. Da schau her,  
den ganzen Korb haben sie mir hingemacht.“

„Und meine Kappe ist auch futsch,“ meinte Desider und  
warf einen wehmütigen Blick nach seiner „Behauptung“, die  
etwa 15 Schritte von ihm entfernt friedlich im Schnee lag.

„Du siehst also, sie liegen doch nicht auf der faulen  
Haut,“ setzte er hinzu, „wie wir angenommen haben. Sie  
passen sogar ziemlich scharf auf.“

„Dafür schießen sie hundertmiserabel.“

„Sie haben gegen die Sonne geschossen. Das Licht muß  
sie geblendet haben. Eigentlich, Franz, waren wir riesig un-  
vorsichtig.“

„Stimmt. Aber es hat doch wenigstens das Gute, daß  
wir wissen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Schweine-  
bande, die schießen, ob der Krieg erklärt ist oder nicht.“

„Das Schlimmste aber ist, daß wir in so einer Art  
Mausefalle sitzen. Die liegen doch sicher drüben und warten  
auf den Moment, bis uns die Beine eingeschlafen sind und  
wir aufstehen.“

„Warte, das werden wir gleich haben“, sagte Franz.

(Fortsetzung folgt.)

## Kaukasisches.\*

Sechs Wochen nach Ausbruch des Krieges schlich sich zu  
mir in das Arrestlokal — in einer kaukasischen Stadt, deren  
Namen mit Absicht nicht genannt wird —, wo ich mit an-  
deren guten Deutschen gefangen gehalten wurde, um dann  
nach Sibirien deportiert zu werden, ein grusinischer Fürst,  
den ich zufällig von früher her kannte. Es war schon dunkel,  
so daß wir ungelesen und ungestört auf dem Hofe, der zu  
dem Arrestlokal gehörte, und den die deutschen Gefangenen  
mitbenutzen durften, uns unterhalten konnten. Der Mann  
hatte eine Bitte an mich. Ich sei ein gelehrter und gebildeter  
Herr, so meinte er, und deshalb könne ich ihm vielleicht Be-  
scheid geben, wie er und seine Freunde es anzufangen hätten,  
um zum deutschen Heer in Polen zu stoßen. Ich wußte, daß  
die Grusiner, die wir in Europa meist Georgier nennen,  
keine Russenfreunde sind. Ich wußte auch, daß die russische  
Regierung nach dem japanischen Krieg bei den Revolten  
im Kaukasus am meisten mit den Grusinern zu tun hatte,  
ihren erbittertesten und tapfersten Feinden im Kaukasus.  
Die Grusiner besaßen auch von jeher einen gewissen Respekt  
vor den Deutschen, worüber ich vielerlei persönliche Er-  
fahrungen machen konnte während meiner unterschiedlichen  
Reisen im Kaukasus. Aber von dem Wunsch jenes Fürsten  
war ich doch einigermaßen überrascht. Daß er es mit seiner  
Absicht nur ernst meinen konnte, war mir sofort klar. Ich  
hätte ja nur ein Wort über seinen Wunsch zu äußern  
brauchen, und der Mann baumelte am nächsten Morgen,  
wir befanden uns ja in einem russischen Gefängnislokal,  
wo so leicht niemand zu mehr oder wenigen guten Scherzen  
aufgelegt ist. Da ich nicht sofort eine Antwort auf seine  
Frage hatte, wurde der Fürst dringlicher und erklärte mir,  
er und einige seiner Freunde seien bereit, mit 40 000 Gru-  
sinern den Deutschen zu Hilfe zu kommen, wenn sie nur  
wüßten, welches der beste Weg sei, zu ihnen zu stoßen. Und  
da sollte ich eben als ein gelehrter Mann mit meinen geo-  
graphischen Kenntnissen zu Hilfe kommen. Leider mußte ich  
dem Fürsten klar machen, daß ich trotz meiner geographischen  
Kenntnisse keine Möglichkeit sähe, wie sie ihren Wunsch er-  
füllen könnten. Schließlich zog der Fürst betrübt ab, ver-  
sicherte aber nochmals, daß er und die Seinen jederzeit  
den Deutschen gegen die Russen zur Verfügung ständen. Ich  
weiß, das ist ernst gemeint: wie dieser eine denken sehr viele  
Grusiner, namentlich die Emeritiner. Und deshalb sollte  
man, wo sich unter den russischen Gefangenen Grusiner  
finden, diese mit möglichster Schonung und Humanität be-  
handeln. Wo sich besonders große, schöne, schwarzbärtige,  
schwarzhaarige Männer unter den russischen Gefangenen  
befanden, sollte man sie fragen, ob sie Grusiner sind, und  
demnach behandeln. — Im Kaukasus gärt es ge-  
waltig. Neben den christlichen Grusinern stehen alle  
Mohammedaner zu den Deutschen. Das war schon so  
längst vor der türkischen Kriegserklärung. Sowohl  
bei den Persern wie bei den Türken im Kaukasus. Nach-  
dem wir Deutsche drei Wochen eingesperrt waren, ohne die  
Möglichkeit zu haben, uns auch nur einmal gründlich zu  
waschen, revoltierten wir und verlangten, da sogar die russi-  
schen Zuchthäusler das Recht besitzen, von Zeit zu Zeit ein  
Bad zu erhalten, auch unsererseits wenigstens einmal in  
vier Wochen baden zu dürfen. Endlich wurden wir zwei und  
zwei unter postzeitlicher Bedeckung in die öffentlichen Bäder  
geschickt, deren gesamtes Personal aus Persern besteht. Von  
diesen Persern wurden wir aufgenommen wie Brüder und  
behandelt wie die besten Kameraden. Sie trösteten uns in  
rührender Weise und erklärten, sie zögen alle gegen Ruß-  
land, so wie die Stunde gekommen sei, und die Stunde sei  
nahe. Das große Rußland könne unmöglich an Gott glau-  
ben, da es über ein so kleines Land wie Deutschland herfalle.  
Es gärt im Kaukasus. Dafür noch ein letztes Beispiel. Ein  
alter russischer General war dazu ausersehen, alle Räuber-  
völker des Kaukasus zu jammeln, um sie gegen die Deut-  
schen zu führen. Er war ein großer Bramarbas und renom-  
mierte mir gegenüber, er habe schon 60 000 Mann bereit.  
Dazu wurde eigens ein Großfürst aus Moskau in den Kau-  
kasus bemüht, um die Heerschar über diese Armee abzuhal-  
ten. Aber siehe da, aus den 60 000 waren inzwischen 6000

\* Dieser interessante Aufsatz entstammt der Feder eines deut-  
schen Reisenden, der sich bei Ausbruch des Weltkrieges zu wissen-  
schaftlichen Zwecken im Kaukasus aufhielt, mit anderen Deutschen  
ins Gefängnis geworfen, dann nach Sibirien transportiert wurde  
und soden über Schweden nach Deutschland zurückgekehrt ist.

**Büchertisch.**

— 1914. Ein Tagebuch über den Weltkrieg von Prof. Dr. Eduard Engel. Mit Urkunden, Bildnissen, Karten. 260 S. Preisung 60 Pf. (Verlag von George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.) Das Verlangen nach einer wirklichen Geschichte des Weltkrieges, der sich mit Donnerzang vor uns allen abrollt, hat trotz sehr vieler Versuche bisher noch nicht seine Befriedigung gefunden. Selbstverständlich ist eine gelehrte, pragmatische Geschichte dieses Krieges nicht nur jetzt, sondern noch für sehr lange ein Ding der Unmöglichkeit. Nicht nur möglich aber, sondern dringend erwünscht ist eine geschichtliche Darstellung der ungeheuren uns umdrängenden Ereignisse in der einzigen dankbaren Form, der eines geschichtlichen Tagebuches, das die Stunde, den Augenblick dieser unaussprechlich großen Zeit für immer festhält. Ein Blick schon in die erste Beschreibung wird sofort zeigen, mit welcher Begeisterung, Sachkunde, Reife und der Verfasser diese schwierige, aber schöne Aufgabe gelöst hat. Jedes wichtige Ereignis wird nicht nur festgehalten, sondern mit seinen Urkunden lebendig gemacht und durch fortlaufende Mitarbeit in ein Ganzes verwoben. Ein Buch für jeden Deutschen, ein gleich einem edlen Kunstroman spannendes Lesebuch soll hier dargeboten werden, an dem wir alle uns begeistern, ja erbauen werden. Tag um Tag, oft Stunde um Stunde folgt die leidenschaftliche, von höchster Vaterlandsliebe durchdränzte Erzählung den Begebenheiten und den durch sie in allen Deutschen bestärkten Verschlagen. Eduard Engel, der Verfasser der bekannten Deutschen Literaturgeschichte, der weitverbreiteten Deutschen Stilistik, der Herausgeber unserer Deutschen Meisterprosa, ist von der gesamten Presse als ein Meister deutschen Stils und der deutschen Sprache, als einer der erfolgreichsten Förderer echter deutscher Bildung und Gesinnung sowie durch seine seltene Kunst einer für jedermann verständlichen Darstellung anerkannt. Wir sind überzeugt, daß sein neues Werk durch inneren Wert und hinreichende Form sogleich das beherrschende Geschichtswerk unserer Zeit werden wird. In 8—14tägigen Zwischenräumen wird ein Heft mit je etwa 48 Seiten Umfang erscheinen. Das 1. und 2. Heft liegen bereits vor. Eine genaue Tageschronik und ein sorgfames Namenverzeichnis werden der letzten Lieferung beigegeben, desgleichen die Kriegskarten. Für jeden Teilnehmer am Krieg wird Engels Geschichtswerk von höchstem Reize sein, für den schlichten Landwehrmann wie für den Offizier jedes Grades. Das ist ferner hervorragend geeignet ist, als vaterländische Waffe im Büchereidzug des feindseligen Auslands zu dienen, lehrt der erste Blick in das erste Heft. Es gibt kaum etwas Wirksameres zur Aufklärung über den gerechten deutschen Krieg als Engels Werk.

— Sven Hedin und die deutsche Jugend. Hedin's wundervoll tapferes Eintreten für die makellose Ehre des deutschen Volkes rechtfertigt eine besondere Empfehlung seines ausgezeichneten Jugend- und Volksbuches „Von Pol zu Pol“. Wollt ihr durch die kriegerische Türkei nach Asien vordringen, die Geheimnisse Tibets oder die Wunder Indiens kennen lernen, wollt ihr bei Persern oder Chinesen zu Gast sein und die Ruinen von Bors-Arthur besuchen, um durch Sibirien und Rußland nach Europa heimzukehren, so greift zum ersten Teil „Rund um Asien“. Wollt ihr mit Nansen oder Andrée zum Nordpol oder reizen euch die Abenteuer eines Emin Pascha, Slatin Pascha und anderer Helden der Entdeckungsgeschichte Afrikas, so wählt den zweiten Teil „Von Nordpol zum Äquator“. Verlangt euch die Schicksale der Auswanderer in Amerika zu verfolgen, mit Indianern über Prärien zu streifen, mit Humboldt den Drinoco in Südamerika zu befahren oder auf den Flügeln des Albatros um die Inseln der Südsee zu kreisen, so erfüllt der dritte Teil „Durch Amerika zum Südpol“ eure Wünsche. Laßt ihr euch aber das ganze Werk vom Weihnachtsmann beschenken, so habt ihr die ganze Welt gewonnen! Jeder Band ist in sich abgeschlossen, mit schwarzen und farbigen Bildern und Karten reich geziert und kostet in haltbarem Leinwandband 3 Mark.

**Versteckrätsel.**

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.  
 Andernach — Regenbogen — Bethanien — Verdebahn-  
 schaffner — Marburg — Feldarbeiter — Eifenwahl —  
 Rittergut — Ruhroxt — Hohenstaufen.  
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

P	B	V
a	e	o
r	r	r
P	a	r
B	e	r
V	o	r
a	i	t
p	s	e
h	t	r

geworden; und als die 6000 dann auf dem Bahnhof verladen werden sollten, rissen noch 3000 aus. Sie hatten keine Lust mehr, als Kanonenfutter zu dienen. Gerüchte von deutschen Siegen waren inzwischen schon bis zu ihnen in die Berge gedrungen, und die ersten russischen Verwundeten, die von der Front in den Kaukasus kamen, wußten so fürchterliche Dinge von den deutschen Kanonen und Maschinengewehren zu erzählen, daß die kaukasischen Räuber es vorzogen, in die heimatlichen Felsnester zurückzukehren, um der Stunde zu warten, wo es wieder leichter und lukrativ wäre, in Rußland selbst, im Kaukasus, ihr Gewerbe auszuüben, das in der Hauptsache darin besteht, Reisende auszuplündern und russische Beamte einzufangen und gegen Lösegeld wieder auszuliefern. Es gärt im Kaukasus. Nur die kaukasischen Armenier erwarten immer noch Heil von Rußland. Heute aber vielleicht auch nicht mehr.

**Vermischtes.**

\* Venedig ohne Fremdenbesuch. Schwer hat die Königin der Lagunen unter der Kriegszeit zu leiden, obwohl Italien selbst sich des Friedens erfreut. Denn die Fremden, von denen doch Venedig auch heute noch zu sehr erheblichem Teile lebt, bleiben heuer so gut wie ganz aus. Die sonst so belebten Säle der Galerie der Akademie sind fast ganz verödet, und manche Tage zählt man dort nicht mehr als zwei bis drei Besucher. Auch das Schicksal der Internationalen Kunstausstellung ist durch den Krieg besiegelt worden — sie geriet einfach in Vergessenheit und schloß am 8. November mit einem beträchtlichen Defizit ab; auch der Verkaufserlös ist, wie die „Kunstchronik“ berichtet, ebenso wie die Besucherzahl weit hinter der vorigen Ausstellung zurückgeblieben. Den einzigen Vorteil hat Venedig von dem Ausbleiben der Fremden, daß die Sicherungs- und Wiederherstellungsarbeiten an den Baudenkmalern der Stadt um so ungestörter fortgesetzt werden können. An dem Akademiegebäude hat man Portal und Vorhalle in Angriff genommen, um den bedenklichen Senkungen zu steuern, die sich seit Jahren gezeigt haben und die in letzter Zeit sogar bereits einen unabgeschlossenen Teil des großen Saales in Mitleidenschaft zogen. An S. Marco, sowie an der Brattirche wird fleißig weiter restauriert; auch wird Venedig um ein Museum bereichert werden: das Goldoni-Museum, das in dem von der neuangelegten Goldonistiftung angekauften Wohnhause des Dichters eingerichtet werden soll, nachdem das Haus sachgemäß wiederhergestellt und in seinen ehemaligen Zustand versetzt sein wird.

\* Wenn Engländer Französisch lernen. Aus französischen Feldpostbriefen hat man erfahren, daß es mit der Verständigung zwischen Franzosen und Engländern im Felde bedenklich haperte. Um eine Wandlung herbeizuführen, hat ein Engländer nun einen französischen Sprachlehrer für englische Soldaten hergesteilt, in dem die gebräuchlichsten Redewendungen auch in phonetischer Umschreibung zu lesen sind. Die „lautgetreue“ Schreibung des Französischen für den Engländer wirkt auf uns natürlich noch bedeutend droßlicher als die entsprechenden in Sprachführern für den Gebrauch des deutschen Soldaten, wie ein paar Proben zeigen: „Combien est-ce en argent anglais? (Kon-bee-an ays en arjon angray.) Combien coûtera ce paquet? (Kon-bee-an koot-ra ser pakay.) Prendre la température. (Prand lah ton-pay-rah-tayr.) Je suis saohé de partir. (Jer swes lah-shay der par-teer.)“ Was eine weitere Probe, bei der die französische Schreibweise nicht hinguterügt ist, bedeutet, mag der Leser hiernach selbst herauszubekommen suchen. Was meint Tommy Atkins, wenn er fragt: „Oo-oh-ler-boo-fay?“

\* Wie Kaffee entgiftet wird. Vielen schadet weniger das Koffein, vielmehr aber die Röstprodukte des Kaffees auf den Magendarmkanal eine derartige Wirkung aus, daß Menschen mit empfindlichem Magen der Kaffee nicht bekommt. Neuere Versuche gingen daher darauf hinaus, diese beim Rösten des Kaffees entstehenden, dem Menschen schädliche Substanzen aus den Kaffeebohnen zu entfernen, dabei aber keine Koffeinentziehung vorzunehmen, um dem Kaffee seine die Nerven anregende Wirkung zu belassen. Ein nunmehr ermitteltes Verfahren besteht nach den „Naturwissenschaften“ darin, daß die Kaffeebohnen beim Rösten mit gewissen Stoffen überzogen werden, die, wie z. B. Porzellan-ton, die giftigen Produkte auffangen. Der Ton wird entweder in Weisform auf die Bohnen aufgetragen oder durch die beim Rösten des Kaffees entweichende Feuchtigkeit auf den Bohnen zum Halften gebracht. Infolge der Kapillarwirkung des Tons werden dann die beim Rösten entstehenden Produkte aufgesaugt, indem Fett und harzige Stoffe von der äußeren Fläche und der obersten Rindenschicht der Kaffeebohne fortgenommen werden. Professor Würzburg hat mit derartig entgiftetem Kaffee Versuche angestellt, die zeigten, daß bei 17 Personen, die gewöhnlichen Kaffee nicht vertrugen, sich nach dem Genuß keinerlei nachteilige Wirkungen einstellten; neun weitere Personen vertrugen den entgifteten Kaffee besser als gewöhnlichen und nur in einem Falle konnte kein Unterschied festgestellt werden.